

Verbannung in Holland.

Wilhelm von Hohenzollern und sein Sohn.
Von unserem Ganger Korrespondenten.

„But he is looking very well“ — „aber er sieht ja sehr gut aus,“ rief die Gattin des englischen Gesandten im Haag, Johnley, aus, als sie den ehemaligen deutschen Kaiser in Maaren aussteigend sah; Maaren ist die Eisenbahnstation, die zum „Huis te Amorongen“ gehört.

Man sieht schon aus dieser Gesticone, daß es für Wilhelm II. wenig Verlockendes hat, sich aus dem Umkreis von Haus und Part zu begeben, die ihm in einer sonderbaren, noch nicht ganz geklärten Mischung von privater und offizieller Gastfreundschaft zur Verfügung stehen. Es gibt in Holland eine Koterie von Reuten, die zu jeder Laftlosigkeit gegenüber dem entthronten Monarchen nicht nur fähig, sondern auch entschlossen sind. Eine bestimmte Presse begeistert ihn noch täglich, eine bestimmte Gesellschaft, zu der teilweise die allerbeste gehört, ist gewillt, Wilhelm nicht nur dafür zu bestreuen, daß er angeblich den Krieg angefangen hat, sondern auch dafür, daß er zu gut aussieht. Die Lage seines Gastherrn ist also nicht sehr unangenehm. Der Graf Aldenburg-Bentind ist ein sehr vornehmer, sehr impolitisch alter Herr, gewöhnt, geträute Häupter zu empfangen und sie mehr durch schöne Gobelins und Familienstücke, die sein Haus zu einem gefälligen Museum machen, zu erfreuen, als durch Worte auf dem Gebiete der hohen Politik. In Holland hält man den Adel von diesen Dingen am liebsten möglichst fern, das ist geschichtlicher Brauch und zugleich demokratisches Empfinden — man liebt als braver holländischer Bürger des Könighaus Oranien, ist aber gegen die Abfahrungen, die sich von dieser Ebene abwärts ergeben läutern. Doch um ist der Graf Aldenburg-Bentind höchlich eine hochpolitische Figur; denn daß der Kaiser sich gerade zu dem, dem Vertreter einer internationalen aristokratischen

weisen Familie, begibt, steht nach Parteinahme der Feindalen aus. Man versteht also, daß der Kaiser ein besonders stiller Begierbefach in dem gräflichen Hause ist, daß die Zeitungen über ihn schreiben müssen, weil sie wirklich nichts über ihn erfahren, und daß auch aus der deutschen Kolonie niemand in Amerongen empfangen wird. Die und da fährt der Kaiser im Auto aus — immer mit seinem Gasts herrn. Ein paar Herren seines Gefolges wohnen im Dorf — die bekannnten Namen: Pfaffen, Gontard, die Stigelschadjutanten, seinerzeit wandernde Akbervormaschinen, mange wohl auch Mitglidige an den Illusionen und Berechnungen ihres kaiserlichen Herrin, dem sie möglichst alles „explorieren“ wollten.

Das Temperament dieses kaiserlichen Herrn ist unverändert. Während seine Umgebung durch und durch erschüttert, blaß und nervös war, blieb bis heute der Kaiser vollkommen in der Haltung, die er stets in neuen und anregenden Tagen genohrt hat — er ist lebhaft, außerordentlich mittelstark, sicherhaft sogar. Es ist schwer festzustellen, was im Innern eines Mannes vorgeht, der so sehr genohrt ist, auf sein äußeres Gesehen zu achten, wie Wilhelm II. Dies läßt sich sagen, daß er in diesem Uebertritt nach Holland nicht das Viktorische betont, daß er in nichts den Machtberzucht, der in dieser Macht liegt, zum Ausdruck gebracht hat, solange er der Aufmerksamkeit der Menge anzuseht war. Und etwas Rätselhaftes in dieser Umfassungheit, Selbstsicherheit, Unverwundbarkeit eines Mannes, der unter dem Eindruck einer Katastrophe stehen mußte, die er wie wenige überblicken, begreifen konnte, ganz abgesehen von der Bedeutung, die sie für seine persönliche Stellung und für die Ehre seines Hauses hat. Man kann sich nicht enthalten, an eine nervöse Ueberregung zu glauben, eine krankhafte Ueberregung des Gesehensfeldes, eine panische innere Nicht vor der Wirklichkeit, durchgeführte mit allen Mitteln der Selbsthypnose und bereitwilliger „rostspürige“ der Umgebung, die selbst von der Wirkung ihrer Bestrebungen betroffen ist.

Zeit seiner Ankunft in Holland spricht Wilhelm II. unaufhörlich, überaus ohne Sammlung, ohne sich selbst ein einziges Mal dem Gedanken zu überlassen, Ueberregung. Er verleidigt sich, erinnert, klagt nach allen Richtungen an: „Man hat mich betrogen“, vermittel, ergründet die Zukunft — in Worten. Es ist nicht mehr als die futuratographische Typifikation einer überfüllten, überfüllenden Bergangeheit auf der leeren Wand einer leeren, antrieblofen Gegenwart. Man vernimmt, daß die Zuhörernden oft peinlich berührt sind — wohl unvermeidlich.

Zugewiesen ist auch der Kronprinz eingetroffen. Er hat zunächst freundlich gefasste Bekante auf gesucht, die ihn nicht behalten durften, man darf nicht erzählen warum, aber die Westschichte bringt heute jede Ueberregung zustande. Der Kronprinz hatte die Königin um ein stilles, zurückgezogenes Heim gebeten. Das ist ihm nun geworden, aber wohl kann auf Veranlassung Wilhelmias. Selbst in Holland hat die Wagt dieser kronprinzlichen Residens überaus. Hieringen im Zuhörer ist völlig verlassen, trostlos, einsam, reizlos. Und im einsamen Teil, im Wohnhause des Vereins von der Veröderung dafür angeseheneen Kaktors, wohnt der Kronprinz. Er hat nicht einmal eine Köchin zur Verfügung. Der Kronprinz ist in einem abgetragenen Automobil anzuge. Er hat ein Billard mitnehmen dürfen, aber nach seiner nächstlichen Ankunft sein Uebersehen aus einigen Konferenzbüchern bestreiten müssen. Die wenigen Zimmer sind unvollständig möbliert. Der Kronprinz ist von dem Korrespondenten eines Ansterbauer Klattes, das ihn und seinen Vaxer aufs gabelstärkste belästigt hat, interviewt worden — alle diese zusammenhängenden, käplichen, abhörsenden Einzelheiten behenden, daß der gemeine deutsche Kronprinz in einer summervollen, aufreißenden Verbannung leben wird. Er selbst wiederholt die Geste seines Vaters, er scheint unberührt. Er setzt seine Zähne, aber nur, um steroskop zu lächeln. Wir glauben nicht, daß auch er Illusionen habe, und es ist unwahrscheinlich, daß er es in Bieringen ausschütt. Nichts wundert den Grund dieser

nebligen, feuchten, dunkeln Einsamkeit. Die einzige Abwechslung sind Besichtigungen einer sehr unheimlichen Bestimmung, die sich aus dem beherbergenden Lande gegen ihn erhoben und die die korrekte Höflichkeit seiner Behörden selbst von diesem verlassenen Wandel nicht fernhalten kann. E. Ganten.